



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haape, Wilhelm: Zum hundertsten Geburtstag Alfred de Mussets : 11.
Dezember 1910

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zum hundertsten Geburtstag Alfred de Mussets

11. Dezember 1910

Von Wilhelm Haape=Baden=Baden



Frankreich schickt sich an, die hundertste Wiederkehr des Tages, an dem Alfred de Musset ihm geschenkt wurde, festlich zu begehen und seinem Andenken Huldigungen darzubringen, die, wie die Blätter melden, in der Errichtung eines zweiten Denkmals in Paris gipfeln werden. In Deutschland findet diese Feier sympathischen Widerhall, zählt doch der Dichter in unserem Vaterlande einen großen, sich stets mehrenden Kreis von Verehrern.

Es ist eine eigene Sache um den Dichterruhm; auch er ist einigermassen der Mode unterworfen. Im Leben Alfred de Mussets gab es Zeiten, wo er berühmt, und andere, wo er vergessen war. Heinrich Heine hat sich einmal tadelnd darüber ausgesprochen, daß den Franzosen ihr größter Lyriker so wenig bekannt sei wie irgendein chinesischer Dichter. Das war im Jahre 1835, als Musset schon mehrere seiner schönsten Dichtungen veröffentlicht hatte. Und heute baut man ihm Altäre! Er, der sich selbst „un enfant du siècle“ — d. h. des vorigen Jahrhunderts — nannte, lebt auch dem zwanzigsten Jahrhundert, ja er steht der heutigen Generation näher als die anderen großen Lyriker, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am Himmel Frankreichs glänzten. Lamartine, für den man schwärmte, ist einem großen Teil der heutigen unruhewollen Menschheit zu zart, zu redselig, vielleicht zu fromm; Victor Hugo, der vergötterte, ist mit seinen Deklamationen, seinem Pathos, seinen Antithesen langweilig geworden, selbst Béranger, einst der Liebling der Nation, gilt vielen für abgedroschen und banal. Musset aber ist eine Natur, die unserer Zeit entspricht; da ist Leben und Bewegung, da sind innere Gegensätze, da ist ein Mensch, der kämpft und liebt und leidet, da ist rückhaltlose Wahrheit: das sind Züge, die sich im Bilde unserer Zeit widerspiegeln.

Als Jüngling, kaum der Schule entwachsen, wurde Musset schon in das Cénacle eingeführt, jenen Kreis von Dichtern und Künstlern, der sich damals in den Salons von Nodier, Emile Deschamps und A. Dévezia um die Häupter der neuen romantischen Schule, Victor Hugo, Alfred de Vigny usw. versammelte.

Damals schrieb Sainte-Beuve: „Il y a parmi nous un enfant plein de génie.“ Als er in diesem erlauchten Kreis mit seinen Erstlingsgedichten hervortrat, erkannte man, daß in dem eleganten schlanken jungen Mann mit dem feingeschnittenen Gesicht, dem gelockten, kühn nach einer Seite geworfenen blonden Haar, der selbstbewußten Haltung ein echter Dichter erstanden war. Zu Anfang des Jahres 1830 gab Musset seine „Contes d'Espagne et d'Italie“ heraus, zu welchen die größeren Dichtungen „Don Paéz“, „Portia“, „Les marrons du feu“ (dieses in dramatischer Form), „Mardoche“, ferner mehrere kleine lyrische Gedichte, vor allem die „Chansons à mettre en musique“, gehörten. Es war ein Ereignis für die literarische Welt. Selten hat das erste Auftreten eines Dichters so viel Aufsehen gemacht und einen solchen Sturm des Beifalls und des Unwillens hervorgerufen. Die Klassizisten ärgerten sich über die Freiheit und Nachlässigkeit der Verse, die Kühnheit der Enjambements, des Übergreifens von einer Zeile auf die andere; da las man ja Verse wie diese:

Il n'avait ou ni Kean ni Bonaparte ni
Monsieur de Metternich; quand il avait fini
De souper etc.

Die Moralisten entrüsteten sich über die Leichtfertigkeit der Gedichte. Aber die junge Welt jauchzte dem Dichter zu, der so neue kraftvolle Töne gefunden, der so lebendige Schilderungen bot, und die flotten Rhythmen der chansons à mettre en musique rissen die Herzen hin, namentlich nachdem der kongeniale Komponist Monpon sie in Musik gesetzt hatte.

Glänzende Bilder eines heiteren sinnenfrohen Lebens ziehen in diesen Liedern an uns vorüber, durch die Kunst des Dichters in das reine Licht der Poesie erhoben.

Schon jetzt zeigt sich die Doppelseitigkeit der Natur Alfred de Mussets. Neben das helle Licht treten in den größeren Gedichten düstere Schatten. Seelenkämpfe, Gewalttat, Verbrechen begleiten die Liebe, die hier wie überall den Mittelpunkt von Mussets Dichtung bildet.

In den bald darauf (1831) veröffentlichten Gedichten, die als poésies diverses in den Ausgaben erscheinen, tritt der Pessimismus, der Weltschmerz, vom Dichter als Mal du siècle gekennzeichnet, noch mehr hervor. Wenn er in „Mardoche“ gesagt hat: Science des hommes, n'est-elle pas mépris?, so wendet er sich nun gegen seine eigene Person in „Les vœux stériles“:

Il n'existe qu'un être
Que je puisse en entier et constamment connaître,
Sur qui mon jugement puisse au moins faire foi.
Un seul . . . Je le méprise. — Et cet être c'est moi.

Zwischen diese tiefsten Ergüsse und einige Erzählungen mit einer stellenweise unerfreulichen Erotik hat er reizende Gedichtchen voll liebenswürdiger schelmischer Laune eingestreut. Ich führe eines derselben in der Übertragung von Geibel und Leuthold an, um zugleich eine Probe deutscher Musset-Übersetzungen zu geben:

An Pepa.

Spät abends, Pepa, wenn ihr Zimmer
Gesucht die Mutter müden Blicks,
Und du, entschnürt, beim Lampenschimmer
Gekniet vor deinem Kreuzifix;

Wenn du dein Häubchen abgenommen
Und zögernd dich der Nacht vertraut,
Nachdem du furchtsam und beklommen
Noch leuchtend unters Bett geschaut;

Wenn alle Träume freigegeben,
Entfesselt alle Wünsche sind —
Woran gedenkst du dann, mein Leben,
Pepita, du mein reizend Kind?

Vielleicht an Helden aus Romanen,
Wie man sie dichtet Tag für Tag?
An alles, was die Sehnsucht ahnen,
Die Wirklichkeit verweigern mag?

An einen Berg, der tief im Grunde
Ein winzig Mäuschen in sich faßt?
An Raschwerk, an die Trennungstunde?
An einen Schatz, den du nicht hast?

An ein Geheimnis deiner Schwestern,
Vertraut zur Zeit des Dämmerlichts?
An Kleider, Schmuck, den Ball von gestern?
Vielleicht an mich? Vielleicht an nichts?

Ein größeres Gedicht „Le Saule“ (Die Weibe), das als Fragment bezeichnet wird, enthält die schöne Ode an den Abendstern, die Ossianscher Poesie entstammt, aber wahrscheinlich durch Goethes Nachdichtung im „Werther“ angeregt wurde:

Pâle étoile du soir, messagère lointaine,
Dont le front sort brillant des voiles du couchant etc.

(bei Goethe: Stern der dämmernden Nacht, schön funkelst du im Westen usw.)

Im Jahr 1830 war ein einaktiges Lustspiel von Musset „La nuit vénitienne“ im Odeon-Theater unverdientermaßen durchgefallen; und der junge Dichter hatte deshalb der Bühne für längere Zeit Lebewohl gesagt. Da er aber für die dramatische Form eine große Vorliebe hatte, schrieb er Komödien, die zum Lesen bestimmt waren, zunächst unter dem Titel „Un spectacle dans un fauteuil“, zwei dramatische Gedichte: „La coupe et les lèvres“ und „A quoi rêvent les jeunes filles“. In dem ersteren dürfen wir einen Niederschlag seiner Lektüre von Goethes „Faust“ und Byronschen Dichtungen erblicken. Faustische Gedanken treten uns entgegen, die uns im Mund des Helden, des jungen Tiroler Jägers Frank, seltsam berühren. Gleich Faust und beinahe mit seinen Worten flucht er den idealen Gütern des Lebens und zieht fort, einem unbekanntem Glück entgegen. Enttäuscht von den Genüssen der Welt sehnt er sich nach der reinen Liebe seiner Jugend, aber im Begriff, die Geliebte in die Arme

zu schließen, wird er „zwischen Lipp' und Kelchrand“ von der Tücke des Geschicks ereilt. Der Kern und die Lehre des Ganzen ist Franks Ausspruch gegen die Débauche:

Malheur à celui qui laisse la débauche
Planter le premier clou sous sa mamelle gauche.

Ein heiteres Gegenbild zu dem düsteren Gemälde ist das zweiaktige romantische Lustspiel „A quoi rêvent les jeunes filles“, „Wovon die jungen Mädchen träumen“. Es mutet uns an wie ein Märchen- oder Schäferspiel. Die Handlung hat nie und nirgends sich begeben. Aber die Verse sind voll Wohlklang und duftiger Poesie, und das Erwachen der Liebe in den jungfräulichen Herzen ist außerordentlich zart geschildert. Das Stückchen steht unter dem freundlichen Zeichen Jean Pauls, auf den Musset sehr viel hielt und dem er zwei Auffätze gewidmet hat.

Diesen beiden Stücken hat der Dichter eine poetische Erzählung „Namouna, conte oriental“, zugefügt. Sie zeigt im Stil Byronschen Einfluß. Berühmt ist die glänzende Apotheose des Don Juan im zweiten Gesang. Die Don Juan-Gestalt hat für Musset immer einen großen Reiz gehabt, ganz besonders in ihrer Verherrlichung durch Mozart. Er schildert sie hier in einer idealen Verklärung. Don Juan ist ein herrlicher Jüngling.

Pensif comme l'amour, beau comme le génie . . .
Aimant, aimé de tous, ouvert comme une fleur,
Si candide et si frais que l'ange d'innocence
Baiserait sur son front la beauté de son cœur.

Musset hat wesentliche Züge seines Don Juan bei unserem deutschen Dichter G. Th. A. Hoffmann in den Phantastestücken I, Nr. IV, gefunden. Auch Mussets Schilderung ist ein „Phantastestück“. Ist es nicht eine kühne Phantasie, wenn er Don Juan mit Christus vergleicht?

Rameau tremblant encor de l'arbre de la vie,
Tombé comme le Christ pour aimer et souffrir.

Don Juan sucht das Ideal der Liebe in Tausenden von Frauen:

Trois mille noms charmants! trois mille noms de femme!
Pas un qu'avec des pleurs tu n'aies balbutié.

Diese Sentimentalität Don Juans ist ein Mussetscher Zug. Musset hat sich im Don Juan selbst gezeichnet. Auch ihm hat ja in einer seiner Chansons sein „schwaches Herz“ eingestanden, daß der Reiz der Liebe im ewigen Wechsel liege, ein Bekenntnis, das wir in der Tat nur als Schwäche erkennen können, solange das Wort von der deutschen Treue noch etwas bei uns gilt.

Auch in der genialen epischen Dichtung „Rolla“ wird die Liebe als die leuchtende Göttin der Erde geschildert, die selbst in die dunkle Höhle des Lasters ihre Strahlen sendet. Diese Vergötterung der Liebe ist echt romantisch, und Musset erscheint in der Tat seinem Wesen nach als Romantiker, wenn er auch nicht zur Fahne der Romantik schwört. So folgte er denn auch dem romantischen Brauch, die Romantik ins eigene Leben zu übertragen.

Den größten und verhängnisvollsten Einfluß übte auf ihn das romantische Liebesverhältnis mit George Sand, das mit den frohesten Hoffnungen begann, in seinem Verlaufe aber zu trüben Verstimmungen, zu Kämpfen und Krankheit und schließlich zur völligen Trennung führte. Beide Naturen waren einander zu verwandt — Musset selbst hat ihre Verbindung nachher als Inzest bezeichnet — anderseits zu verschieden; beide genial veranlagt, schwärmerisch, überschwenglich in ihren Ansprüchen an Glück und Liebe, beide stolze, zu Unterordnung und Anpassung wenig befähigte Charaktere; anderseits ist Musset Aristokrat, dem Lebensgenuß ergeben, George Sand Bourgeoise, an geregelte Arbeit gewöhnt. Er schrieb, wenn ihn die Laune dazu anwandte; sie schrieb eigentlich immer, wenn sie nicht mit weiblichen Arbeiten beschäftigt war oder Studien von Land und Leuten machte, über die sie wieder schreiben konnte. Die Hauptursache der Trennung war allerdings Mussets reizbarer, unbeständiger Charakter.

Musset hat dieser unglücklichen Liebe viele Tränen nachgeweint. Aber diese Tränen haben seine Poesie befruchtet. Er selbst hat es ausgesprochen:

Les moissons pour mûrir ont besoin de rosée,
Pour vivre et pour sentir l'homme a besoin de pleurs.

Die seelischen Erschütterungen haben sein Genie zur Reife gebracht und ihn in den „Nachtgesängen“ (Nuits), der „Lettre à Lamartine“, dem Nachruf auf die Sängerin Malibran, dem „Souvenir“ den Höhepunkt seiner Lyrik erreichen lassen. Ein Gott gab ihm, zu sagen, was er gelitten. In abgeklärter klassischer Form spricht er seine Gefühle aus, und nur selten zuckt der Schmerz noch in ihm auf. Seine Wehmut trägt nicht selten eine gewisse religiöse Färbung.

Musset hat sich in seinem Leben viel mit religiösen und philosophischen Fragen beschäftigt. Er war, wie George Sand, „tourmenté des choses divines“. Es war für sein weiches, im Grunde kindliches Gemüt ein Bedürfnis, an einen gütigen Gott und eine Vorsehung zu glauben, aber sein grübelnder Verstand stellte sich dem Glauben entgegen. Auch hierin offenbart sich der Zwiespalt seines Wesens. George Sand läßt ihn in ihrem Roman „Elle et Lui“, der ihr Verhältnis mit Musset schildert, seine Stellung zum Gottesglauben treffend mit den Worten kennzeichnen: J'aime Dieu, mais je ne crois pas en lui.

In seiner Jugend hat er gesagt:

Le soleil le sait bien qu'il n'est sous sa lumière
Qu'une immortalité, celle de la matière.

Ganz anders spricht er in seinen späteren Werken:

Ton âme est immortelle et tes pleurs vont tarir.
(Deine Seele ist unsterblich, und deine Tränen werden trocknen.)

A qui perd tout Dieu reste encore,
Dieu là-haut, l'espoir ici-bas.

Zwischen seine größeren Dichtungen hat er wieder eine Anzahl kleinerer eingeflochten, unter denen sich wahre Perlen befinden. Ich erwähne „Une

bonne fortune“, ein kleines Abenteuer, das in Baden-Baden spielt. Ebenso keusch und zart, wie hier die aufkeimende Liebe zu der schönen Engländerin gezeichnet ist, erscheint sie in einer Reihe anderer Gedichte, unter denen ich die Elegie „Lucie“ hervorhebe, weil sie die Verse enthält, die auf das von einer Trauerweide überschattete Grabmal des Dichters auf dem Père-Lachaise geschrieben wurden:

Mes chers amis, quand je mourrai,
 Plantez un saule au cimetière!
 J'aime son feuillage éploré;
 La pâleur m'en est douce et chère,
 Et son ombre sera légère
 A la terre où je dormirai.

Immer tritt der musikalisch-melodische Charakter seiner Poesie hervor; man glaubt, die Weisen eines Troubadours zu hören in Fortunios Lied, in der Romanze, die Baberine ihrem scheidenden Ritter nachsingt:

Beau chevalier, qui partez pour la guerre,
 Qu'allez-vous faire
 Si loin d'ici?
 Voyez-vous pas que la nuit est profonde,
 Et que le monde
 N'est que souci?

Wie oben erwähnt, war Musset auch dramatischer Dichter. Zwei seiner Theaterstücke sind als eigentliche Dramen bezeichnet: „André del Sarto“ und „Lorenzaccio“. In der Wahl der Stoffe dieser Stücke zeigte Musset einen sicheren Blick für das Dramatische, wie schon der Umstand beweist, daß beide Stücke von deutschen und italienischen Dramatikern nachgedichtet wurden. Namentlich „Lorenzaccio“ ist hochdramatisch. Lorenzo, der Better des Tyrannen Alexander von Medici, ein idealistischer Schwärmer, beschließt, jenen zu ermorden und sein Vaterland zu befreien. Um ihn zu täuschen und sein Vertauen zu gewinnen, nimmt er an seinen Ausschweifungen und Gewalttaten teil und bestärkt ihn noch in seinem Treiben; aber dabei versinkt er selbst im Sumpfe des Lasters und kann sich nicht mehr daraus retten. Er vollbringt den Mord, aber er hat nicht mehr den Mut und die Kraft, sein Werk zu vollenden; er geht zugrunde. Es weht Shakespeare'scher Geist in diesem Stück. Wenn es auf dem Theater keinen Boden fassen konnte, liegt die Schuld lediglich an der nicht bühnenmäßigen Komposition.

Die Comédies sind verschiedener Art; einige schildern seelische Konflikte, andere sind mehr Phantastiespiele, romantische Märchen, wie „Barberine“, „Carmosine“, „Fantasio“. Shakespeare hat auf diese eingewirkt. In „Fantasio“ begegnen wir auch wieder den Spuren Jean Pauls. Das Stück spielt in einem irgendwo im Mond gelegenen München am Hof des guten Königs von Bayern, der mit dem Fürsten von Mantua in Fehde liegt. — In den Proverbes, dieser echt französischen dramatischen Form, die auf Carmontelle zurückgeht, versteht der Dichter, mit ebenso viel Geist als Anmut zu plaudern.

Ein Zufall fügte es, daß Mussets Theaterstücke, die in der „Revue des deux Mondes“ schlummerten, den Weg auf die Bühne fanden. Die ausgezeichnete Pariser Schauspielerin Frau Allan Despréaux, die im Jahre 1847 von Petersburg kam, hatte dort den großen Erfolg des Lustspiels „Le Caprice“ von Musset miterlebt, und sie setzte es durch, daß das Stück am „Théâtre français“ gegeben wurde. Es fand lebhaften Beifall. Nun gingen der Reihe nach fast sämtliche Stücke Mussets über die Bretter, und sie gehören auch heute noch zum Spielplan der großen französischen Theater.

Mussets poetische Begabung tritt auch in den erzählenden Dichtungen hervor, die er in seiner zweiten Schaffensperiode veröffentlichte. Er schrieb einen Roman „La confession d'un enfant du siècle“, eine Lebensbeichte, in der er insbesondere die Geschichte seiner Liebe zu G. Sand erzählt. Er gibt in diesem Buche Wahrheit unter dem Schleier der Dichtung und hat sich selbst keineswegs geschont. Der Wert des Romans wird durch gewisse Mängel der Komposition, die man ihm zum Vorwurf macht, kaum beeinträchtigt. Die Komposition ist überhaupt nicht Mussets starke Seite. Er überließ sich lieber dem Fluge seiner Gedanken, als daß er sich mit der Ausarbeitung von Plänen und Entwürfen geplagt hätte. Es zog ihn deshalb auch mehr zum Lustspiel und zur Novelle als zum großen Drama und Roman. Seine „Nouvelles“ und „Contes“ sind zum Teil allerliebste; unter jenen möchte ich „Le Fils du Titien“ hervorheben, von den Contes ist „L'histoire d'un merle blanc“, die Geschichte einer weißen Amsel, eine literarische Satire im Gewand einer Tierfabel, am bekanntesten geworden.

In Musset steckte wie in Heinrich Heine außer dem Poeten auch ein Satiriker und ein Kritiker. Seine satirische Begabung hat er in mehreren seiner Gedichte und in den Briefen von Dupuis und Cotonet glänzend dargestellt. Als Kritiker von feinem Kunsturteil erwies er sich in seinen Aufsätzen über Literatur, Theater, Konzerte, Gemäldeausstellungen. Musset hatte namentlich sehr viel Sinn und Verständnis für Musik; sie war ihm nicht nur Ohrenschmaus, sondern Herzenssache; sie sprach zu seinem innersten Gemüte. Bezeichnend für ihn ist es, daß er gerade die ernste, klassische Musik, auch die alte Kirchenmusik, hochschätzte.

Wie oben erwähnt, hat die deutsche Literatur vielfach anregend auf Alfred de Musset gewirkt. Die französischen Romantiker begeisterten sich für die großen deutschen und englischen Dichter, bei denen sie ihre poetischen Ideale verwirklicht fanden. So schreibt der siebzehnjährige Musset an einen Freund: „Je ne voudrais pas écrire ou je voudrais être Shakespeare ou Schiller“. Von seiner eifrigen Beschäftigung mit den großen Geistern unserer Literatur geben seine Werke an vielen Stellen Zeugnis. Goethe ist für ihn le grand, le noble Goethe; Fausts Gretchen ist eine Lieblingsgestalt für ihn geworden; eine Nachbildung des Gretchenbildes von Ary Scheffer hing in seinem Schlafzimmer, und oft ruhten seine Blicke auf dem rührenden Mädchenantlitze. Aus Verehrung für

Goethe hat er ein Goethesches Gedicht „Selbstbetrug“ nachgedichtet. Vielleicht hat ihn der Anfang des Gedichtes (Der Vorhang schwebet hin und her) an einen Vers seines Jugendgedichtes „L'Andalouse“ erinnert: Quand son rideau tremblait au vent.

Deutsche Musik liebte er über alles. Er verstand den deutschen Genius, wie er sich in den Werken unserer Tonhéroen ausspricht*).

Trotz seines Wohlwollens für Deutschland hat seine Muse einmal einen feindlichen Ton gegen unser Vaterland angeschlagen. Es war im Jahre 1841, in einer Zeit großer nationaler Erregung. Die Wendung, welche die orientalische Frage genommen, hatte die kriegerischen Leidenschaften der Franzosen entflammt und den alten Ruf nach der Rheingrenze wieder ertönen lassen. Aus Deutschland schallten ebenso kriegerische Klänge zurück. Der alte Nordt sang damals sein Sturmlied („Und brauset der Sturmwind des Krieges heran“). Am mächtigsten aber zündete das Rheinlied von Nikolaus Becker: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“. Das Lied wurde (nach Pezet) etwa hundertundfünfundzwanzigmal komponiert. In Frankreich entrüstete man sich gewaltig über die ziemlich harmlosen Verse, in denen man eine Verhöhnung und Herausforderung erblickte. Fortgerissen von der allgemeinen patriotischen Woge schrieb Musset als Antwort seinen „Rhin allemand“ (Nous l'avons eu, votre Rhin allemand), spöttische und scharfe, aber poetisch schwungvolle Strophen, die in Frankreich beinahe ebenso viel Erfolg hatten wie Beckers Rheinlied in Deutschland (allerdings wurden sie nur etwa fünfzigmal in Musik gesetzt!).

Mussets Zorn war bald verraucht; jede Spur von Chauvinismus lag ihm fern. Elf Jahre später verfaßte er die Kantate „Le chant des amis“, in der er den Frieden und die Verbrüderung der Völker verherrlicht. (Le Rhin n'est plus une frontière. Amis c'est notre grand chemin etc.)

Die letzte Lebensperiode des Dichters war höchst traurig. Seine Schaffenskraft und Schaffenslust war gelähmt, seine Gesundheit zerrüttet. Ein Herzleiden hatte sich eingestellt und wurde durch seine unregelmäßige Lebensweise begünstigt. Er selbst hat in seinem letzten Gedicht seinen trostlosen Zustand ergreifend geschildert:

L'heure de ma mort depuis dix-huit mois
De tous les côtés sonne à mes oreilles . . .
Jusqu'à mon repos tout est un combat,
Et comme un coursier brisé de fatigue
Mon courage éteint chancelle et s'abat.

Der Tod nahte ihm sanft als Erlöser. In seinen Fieberphantasien umrauschten ihn die Weisen seiner Lieblingsmeister Beethoven, Mozart, Schubert. In der Nacht vom 1. auf den 2. Mai 1857 schloß der Schlaf seine Augen für

*) Über die Beziehungen Mussets zu Deutschland vgl. den Aufsatz des Verf. in Behrens „Ztschr. für franz. Sprache und Literatur“ 1909. Auch im Sonderdruck.

immer. Er hatte nur ein Alter von sechsundvierzeigehalb Jahren erreicht. Wenige Freunde gaben ihm das letzte Geleit.

Muffets Persönlichkeit und seine Werke haben in Deutschland lebhafteste Teilnahme hervorgerufen, und man hat sich vielseitig mit ihm beschäftigt. Paul Lindau hat das Verdienst, durch seine liebevoll und unbefangene geschriebene Biographie des Dichters (1877) auf Muffets Bedeutung hingewiesen zu haben. Seitdem sind zahlreiche Einzelschriften über Muffet erschienen, namentlich ist für die Erklärung seiner hervorragenden Dichtungen viel in Deutschland geleistet worden. Wir haben sogar mehrere Schulausgaben von Muffet, in denen sich der Dichter natürlich manche Striche gefallen lassen mußte. Verschiedene Übersetzer haben sich mit mehr oder weniger Glück an Muffet versucht. Alle Lyrik bietet der Übertragung in eine fremde Sprache große Schwierigkeiten, besonders die von Muffet mit ihrer Gedankenfülle, ihrer häufig gedrängten Sprache, den wechselnden Versmaßen, dem melodischen Fluß der Verse. Verschiedenes ist indessen recht gut übersetzt worden. Die neueste und vollständigste Übersetzung — auch Prosastücke umfassend — ist die von M. Hahn (3 Bände).

Muffet wird wohl in Deutschland nie eigentlich populär werden, wie uns ja auch nicht alles, was er geschrieben hat, sympathisch sein wird. Aber gewiß wird es immer bei uns zahlreiche für Poesie empfängliche Menschen geben, die erkennen, daß er ein gottbegnadeter Dichter ist, dem sich das ganze Leben in Poesie verwandelte, der fein und tief empfand und seine Empfindungen wahr und treu wiederzugeben wußte.



Roms Machtansprüche und die Pflichten des Staats

Von Lic. Dr. Hans Becker-Schöneberg



eit der Borromäus-Enzyklika, die in der ganzen protestantischen Welt, und nicht nur in ihr, eine tiefgreifende Erregung hervorgerufen hat, ist der Papst keineswegs still gewesen. Mit einer hartnäckigen Zähigkeit hält er an seinem einmal gefassten Plane fest und verfolgt mit Konsequenz sein Ziel. Man kann dieses Ziel als ein doppeltes bezeichnen: einmal Kampf gegen die moderne vom Geist des Protestantismus durchtränkte Kultur und dann die Absperrung des Alerus von dieser modernen Kultur und seine unbedingte Beugung unter den Willen Roms. Eine Reihe von Verfügungen, die Pius diesen Sommer erlassen hat, bedeutet weitere Schritte nach dieser von ihm eingeschlagenen Richtung. So hat er in einem motu proprio vom 24. Juni Vorschriften über den Eid (Modernisteneid) gegeben,

den die Doktoren der Heiligen Schrift in Zukunft abzulegen haben. Danach sollen sie sich allen Verfügungen des Papstes und allen Vorschriften der päpstlichen Bibelkommission, und zwar nicht nur den bereits ergangenen, sondern auch den in Zukunft zu erlassenden im voraus unterwerfen. Am 8. September hat er Ausführungsbestimmungen zu der *Encyclica pascendi dominici gregis* erlassen, worin u. a. dem jungen Klerus das Lesen von Zeitungen verboten und allen Geistlichen ein Eid der Rechtgläubigkeit auferlegt wird, der bis zum 31. Dezember dieses Jahres geleistet werden muß. In welche Gewissensnöte kommen da die Priester! Wie mancher der Eide, die da geschworen werden, wird ein Meineid sein! Und wie unklar mag man sich in Rom über die Zustände im Klerus sein, oder wie leicht glaubt man dort mit den Gewissen umspringen zu können, wenn man ihm ohne weiteres solch einen Eid auferlegt!

Schließlich hat der Papst durch ein Dekret vom August Bestimmungen über die Absetzung der Pfarrer erlassen, welche diese eigentlich auf Gnade und Ungnade den Bischöfen ausliefern. Denn darauf läuft doch die Verordnung hinaus, daß der Pfarrer, wenn in seiner Gemeinde sich Abneigung gegen ihn findet, „selbst eine ungerechte und nicht allgemeine“, und wenn sich seine Unwissenheit und Unerfahrenheit herausstellt, von dem Bischof abgesetzt werden kann. Wie leicht ist es doch schließlich — dies weiß jeder, der etwas im öffentlichen Leben steht —, Abneigung gegen eine Persönlichkeit hervorzurufen oder ihr Unfähigkeit vorzuwerfen. Der Papst soll noch weiter gehen wollen und die Bestimmung planen, die Pfarrer in Zukunft nicht mehr auf Lebenszeit, sondern nur zur Verfügung der Bischöfe ernennen zu lassen.

In alledem liegt System, und zwar das System einer fanatischen Gesinnung, die unerbittlich, aber auch ohne Beachtung der drohenden Gefahr dem einmal gesteckten Ziele entgegengeht. Dieses Ziel hat eine dem Vatikan nahestehende Persönlichkeit kürzlich mit den Worten ausgedrückt: „Die *Encyclica pascendi* hat eine bestimmte Kategorie von Modernisten getroffen: diese sind alle aus der Kirche ausgetreten. Das *motu proprio* ist gegen jene Modernisten gerichtet, die in der Kirche geblieben sind und darin im verborgenen ihr Werk fortsetzen. Diese müssen nun entweder ebenfalls austreten oder sich rückhaltlos unterwerfen. Der Papst hat der Kirche einen unschätzbaren Dienst geleistet. Er hat jenem maskierten Protestantismus, der die katholische Lehre in ihren Urquellen zu vergiften droht, den Gnadenstoß gegeben. Nicht heute, sondern erst in einem halben Jahrhundert wird man die ganze Tragweite der Verordnung begreifen und dem Papste für das vollbrachte Werk Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

Man kann demgegenüber nur fragen: *Quousque tandem?* Wie lange wird der katholische Klerus diese Knebelung der sittlichen Persönlichkeit und des religiösen Gewissens ertragen? Wird er sich bald ermannen, um jenen Bestrebungen Roms ein: „Bis hierher und nicht weiter!“ zuzurufen, oder müssen noch stärkere Schläge kommen, bis er aufwacht und sich darauf besinnt, daß er nicht nur Untertanenpflichten, sondern auch Menschenrechte besitzt? Einzelne

Stimmen melden sich schon, und zwar, wie wir sehen können, nicht von verdächtigen Modernisten, sondern von treuen, gehorsamen Priestern, denen es doch zu viel wird. Der Aufsatz „Römisches, Allzurömisches“ in Nr. 38 dieser Zeitschrift zeigt uns das deutlich.

Die religiöse Seite der Krisis, die durch diese Überspannung der Forderungen des Vatikans hervorgerufen wird, soll hier nicht behandelt werden. Es soll vielmehr die Aufgabe dieser Zeilen sein, auf die politische und staatsrechtliche Seite dieser Vorgänge hinzuweisen. Durch das Vorgehen der Kurie werden die Staaten, selbst die friedliebendsten und geduldigsten, zu der Frage getrieben: „Dürfen wir uns das gefallen lassen?“, und zu Maßregeln, welche die Trennung von Staat und Kirche in die Wege leiten, förmlich gedrängt.

Der Staat, und wir nennen hier einmal zunächst den preussischen Staat und das Deutsche Reich, wendet für die römische Kirche und ihre Kultus- und Unterrichtszwecke jährlich ganz beträchtliche Summen auf. Wir erwähnen hier nur die Zahlungen, welche der preussische Staat seit der Säkularisation der Klöster und geistlichen Stiftungen im Jahre 1810 für die römische Kirche leistet und die mit den Bedürfnissen wachsen: Preußen hat damals versprochen, daß es für die Bedürfnisse der römischen Kirche in seinem Lande in angemessener Weise Sorge tragen wolle. Daher müssen, was viele Preußen immer noch nicht wissen, diese Beträge in den Staatshaushaltsplan eingesetzt und im Abgeordnetenhaus besprochen werden. Sodann gehören hierher die Ausgaben, welche das Patronat über zahlreiche katholische Pfarreien der Staatskasse auferlegt. Ferner sind noch die beträchtlichen Leistungen zu nennen, welche dem Staat durch die Erhaltung der katholisch-theologischen Fakultäten an den Universitäten und der Lyzeen, so des Lyzeum Hofianum in Braunsberg und sieben katholischer Lyzeen in Bayern, obliegen. Und schließlich darf man auch die Ausgaben nicht vergessen, die die Militärseelsorge in steigendem Maße fordert und die von dem Staate allein, ohne jede Beihilfe der Kirche, zu leisten sind. Der Staat hat also eine große Menge Pflichten der Kirche gegenüber. Und man darf darum billig fragen: welche Rechte besitzt er demgegenüber, beziehungsweise wie wird er seine Rechte gegenüber der neuen Strömung in der Kirchenpolitik der Kurie wahren?

Hier ist der Punkt, wo unseres Erachtens der Staat als solcher, als politische Macht dem Treiben der Kurie nicht müßig zusehen darf, weil dadurch sonst seine eigenen Interessen gefährdet werden.

Der Staat ist in neuester Zeit bereits vor den Ansprüchen der Kurie auf diesem Gebiet zurückgewichen und hat drei Männer, die mit ihr in Konflikt geraten waren, einfach fallen lassen beziehungsweise nicht genügend geschützt. Der Professor der katholischen Dogmengeschichte an der Universität München Joseph Schnitzer ist wegen seines Artikels: „Die Encyclica pascendi und die katholische Theologie“ in Nr. 5 Jahrg. 1908 der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ zunächst beurlaubt und dann in die philosophische Fakultät hinübergedrängt worden. Der bayerische Lyzealprofessor

Sickenberger war wegen seiner Lehren bei der Kirchenregierung mißliebig geworden. Er bat den bayerischen Staat um eine andere Anstellung, aber der Kultusminister erwiderte ihm, er sei eine „suspekta Persönlichkeit“ und gewährte ihm aus Rücksicht auf das Zentrum, die Bitte nicht, so daß Sickenberger, von dem Erzbischof verstoßen und von der Regierung seines Vaterlandes verlassen, sich genötigt gesehen hat, anderwärts sein Brot zu suchen. Der dritte Konflikt hat in Braunsberg in Preußen stattgefunden. Dort lehrte am Lyzeum Hosianum der Kirchenhistoriker Koch. Er veröffentlichte eine kirchen- und dogmengeschichtliche Untersuchung über Cyprian von Karthago und den römischen Primat. Das Buch erschien in den von Professor Harnack herausgegebenen „Texten und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur“ in dem bekannten protestantischen Verlage von Hinrichs in Leipzig. Das mochte an sich schon verdächtig sein. Noch mehr aber war es das Resultat, zu dem Koch kam, daß man nämlich in Cyprian nicht den Lobredner der Einheit der Kirche unter dem römischen Bischof finden dürfe, den man bisher in ihm sah. Das sind wissenschaftliche Überzeugungen, die in protestantischen Kreisen schon lange gelten; daß aber ein katholischer Priester und Forscher es gewagt hat, diese Lieblingsthese der römischen Kirche anzugreifen, das war das Unerhörte. In der Vorrede zu seinem Buche hat es Koch auch ausgesprochen, daß die Untersuchung für ihn zu einem Bekenntnis geworden sei, durch das er manche, die ihm lieb gewesen seien, betrüben müsse, aber die höchste Autorität sei doch das Gewissen. Das ist ein protestantischer Grundsatz, den er damit ausgesprochen hat, und deshalb hat er in dem Lehramt der römischen Kirche keinen Platz mehr.

Wenn man jene drei „Fälle“ erwägt, so muß man sagen, diese Männer sind nicht etwa deshalb in Konflikt gekommen, weil sie mit den Grundwahrheiten des Christentums nicht mehr einverstanden waren. Wäre das der Fall gewesen, so hätte man es durchaus verstehen können, wenn Rom auf ihre Entfernung drang. Denn wenn die Kirche in solchen Fällen eingreift, so handelt sie nur in Wahrung berechtigter Interessen. Das verdient utopistischen Theorien des Liberalismus immer wieder entgegengehalten zu werden. Wie ich nicht Lehrer des Staatsrechts sein kann, wenn ich den Staat für unsinnig und unnötig erkläre, wie ich nicht Handelslehrer sein kann, wenn ich Gewinnprozente des Kaufmanns für unberechtigt halte, so kann ich auch nicht Lehrer der christlichen Theologie sein, wenn ich den christlichen Glauben nicht mehr anerkenne. Das ist einfach und klar. Wenn Rom solche Leute aus seinen Reihen entfernt, so kann man das durchaus verstehen. Es tut dabei allerdings immer etwas, was der Protestantismus auch oft genug getan hat und was bei ihm erst durch das neue Irrlehrengesetz endgültig beseitigt worden ist: es heftet den Leuten, die es gehen heißt, einen sittlichen Makel an. Die Ketzer sind für Rom immer böse Menschen gewesen und werden es immer bleiben. Aber wenn nur die drei obengenannten Männer religiöse Ketzer wären! Das sind sie nicht! Sie sind fromme katholische Christen, denen es nicht einfällt, die Glaubenssätze des

Christentums zu leugnen. Sie haben sich nur gegen das ultramontane System gewehrt, dessen Anerkennung nach den neueren Bestrebungen der Kurie wieder einmal zu einer der Grundforderungen des römischen Christentums gemacht werden soll. Als sie hierüber mit der Kurie in Konflikt gerieten, sind sie von dem Staat, als dessen Lehrer sie angestellt waren, im Stich gelassen worden, man muß das mit aller Deutlichkeit sagen. Genau so sind seinerzeit, als die Maigesetze aufgehoben werden, die „Staatspfarrer“ in Preußen behandelt worden, wie wieder einmal in Erinnerung gebracht werden soll.

Und hier setzt eben unserer Meinung nach die dringende Verpflichtung des Staates ein, jenem Vordringen Roms vom staatlichen Interesse aus Halt zu gebieten. Oder will sich der Staat dazu hergeben, ad nutum papae bereit zu stehen und etwa einem Pfarrer, den der Bischof nach den Anweisungen in jenem motu proprio des Papstes abgesetzt hat, weil er — nun weil er einigen bigotten alten Weibern in seiner Gemeinde mißliebig geworden ist, das Gehalt zu sperren und anderseits einem eben aus Portugal vertriebenen Mönch, den ein Bischof als Pfarrer anstellt, das Gehalt zu zahlen? Das wäre doch eine unwürdige Stellung des Staates, und es wäre auch grausam gegen eine ganze Reihe seiner Untertanen. Zu diesen gehören auch die katholischen Priester. Und unter diesen gibt es, das wissen wir, eine ganze Menge, die ihr deutsches Vaterland lieb haben und mit wachsender Sorge die steigenden Machtansprüche Roms sehen. Manche von ihnen haben das ausgesprochen, und viel mehr sagen es im geheimen oder behalten diese Gedanken für sich. Die sittlich-religiös aufbauende und erziehende Arbeit dieser Priester kann der Staat nicht entbehren. Damit sie auch ihm treu dienen, verlangt er von ihnen den Eid der Treue bei ihrer Anstellung. Aber wenn nun die wirklich national gesinnten Priester die Überzeugung gewinnen, daß der Staat der Einschränkung ihrer Freiheit durch Rom untätig zusieht, ja womöglich noch hilfreiche Hand leistet, dann werden und müssen sie die Lust verlieren, wirklich national erziehend im Vaterland mitzuwirken, und werden sich, wenn auch wohl schweren Herzens, dorthin wenden, wo die Macht ist, nach Rom.

Das sind bitterernste Fragen aus dem staatsrechtlichen Gebiet, die wir dem Staat zur Erwägung anheimgeben. Es muß ein Weg gefunden werden, um der drohenden Willkür- und Gewaltherrschaft Roms einen Damm entgegenzusetzen. Hier können doch alle Parteien, welche die Freiheit der Persönlichkeit und die sittliche Würde des Menschen betonen, also auch die Freisinnigen, mit dem Staate zusammenwirken. Soeben geht durch die Presse die Nachricht, die bayerische Regierung habe gegen die Machtansprüche Roms beim Papst Einspruch erhoben, weil dadurch die Rechte des Staates beschränkt würden. Möchten bald andere Regierungen folgen und sie sich zusammentun zu gemeinsamem Vorgehen. Gegen Geschlossenheit und Entschiedenheit ist Rom meist zurückgewichen. Es muß ein Weg, und wir betonen es, ein Weg des Rechtes gefunden werden, wie da Abwehr zu schaffen, denn „das Vaterland ist in Gefahr“.